

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zwei Lire konnte ja Mario wohl für die Ruhe und, wie er glaubte, für den ehrlichen Namen seines Vaters opfern. Er wollte dafür hungern. Was war da weiter? Er wollte den habgierigen Mann befriedigen. Er wußte nicht, daß solche Leute nicht zu befriedigen sind, und daß er durch seinen Namenszug, den er eben im Begriff war zu vollziehen, sich für sein ganzes Leben den Machinationen dieser Hyäne aussetzte.

Zwei Minuten später hatte er unterschrieben. Er sah nicht einmal genau hin, was er unterschrieb. Er glaubte, die Sache sei mit zwei Lire für die Woche abgemacht. Er hielt es noch für großmütig, daß Don Leone seinen Kaffee mitbezahlte. Für diese drei Soldi hatte aber der arme junge Mann auf unabsehbare Zeiten seine Arbeitskraft, seine Zeit, sein Einkommen, seine Existenz an einen Blutsauger verkauft, den er dazu noch für einen edelmütigen Menschen hielt und dem er freundschaftlich die Hand reichte, als er sich endlich von ihm trennte. Mario sprang rasch in einen Pferdebahnwagen, der ihn nach Portici bringen sollte.

Zufällig traf er darin den Grafen Giuliano. Er wurde etwas rot und war verlegen, wie immer, wenn er Leute traf, mit denen er früher in der Villa seines Vaters verkehrt hatte, und die jetzt weit über ihm standen.

„Mario!" rief ihm Giuliano zu, als ob er fürchtete, daß er ihn übersehen würde.

„Herr Leutnant —"

„Herr Leutnant?" fragte Graf Giuliano wieder zurück. „Seit wann weißt du meinen Vornamen nicht mehr?"

„Aber —"

„Ich bitte mir aus, Mario, daß wir, wenn wir unter uns sind, das bleiben, was wir waren, alte Kameraden. Es ist mir sogar lieb, dich so zufällig zu treffen. Ich war gerade auf dem Wege zu dir. Ich glaubte dich schon in Portici in deiner Stellung —"

„Zu mir? Was willst du denn von mir?"

„Hm, das nachher. Zuerst sage mir, was du mit dem alten Giuberti, der soeben von dir weggegangen ist, hattest."

„Ach Gott, kannst du dir das nicht denken, Giuliano? Muß ich es erst sagen?"

„Du — du hast ihn angepumpt?"

„Ich? Nein, das nicht, aber —"

„Nun, um so besser. Das mußt du nämlich nie thun, Mario. Er ist ein Halsabschneider erster Klasse. Wenn du Geld brauchst, und das ist ja wohl jetzt der Fall, so wende dich zuletzt an ihn und zuerst an mich. Willst du mir das versprechen?"

„Ich —"

„Nun, thue mir den Gefallen und mache keine Redensarten. Du weißt ja doch, wie wir stehen. Ich rechne darauf, schon aus dem Grunde, damit du dich nicht auf ewige Zeiten unglücklich machst dadurch, daß du von Giuberti Geld annimmst. Nun aber sage zunächst, was wollte der alte Gauner? Denn wenn du ihn nicht angepumpt hast, so weiß ich nicht, was in aller Welt ihr beide zu verhandeln hattet."

„Herr Giuberti ist nicht so schlimm, wie du meinst. Ganz sicher nicht."

„Mache den Teufel nicht weiß, Mario. Ich kenne ihn. Er hat schon manchen auf dem Gewissen. Also heraus damit, was hast du mit ihm gehabt?"

Es schien dem jungen Mario peinlich zu sein, von der Sache zu sprechen. Er zog statt aller Antwort eine Abschrift des Kontraktes hervor, den ihm Giuberti in zwei Exemplaren zur Unterschrift präsentiert, und von denen jeder von ihnen ein Exemplar unterschrieben und dem anderen gegeben hatte. Das, welches Mario besaß, trug die Unterschrift Giubertis, und das, welches dieser mitgenommen, hatte die Unterschrift des jungen Marini, Giuliano las das Blatt genau und aufmerksam durch.

„Das hast du doch nicht etwa unterschrieben?" fragte er ängstlich.

„Natürlich. Es handelt sich ja nur um zwei Lire wöchentlich."

„Aber hast du denn das Ding nicht wenigstens genau durchgelesen?"

„Doch, doch! Wenn auch nur oberflächlich. Giuberti hat mir ja gesagt —"

„Mario," rief der Graf Giuliano erschrocken, „weißt du denn nicht, wozu man etwas aufschreibt? Was Giuberti sagt, das gilt nichts. Er hat auch nur seine Zunge, um seine Gedanken zu verbergen. Deswegen schreibt man sie eben auf, damit eine Sache gilt, und mit diesem Schein hast du dich rechtlich verpflichtet, die Forderung

Das für Rom bestimmte Goethe-Denkmal nach dem Entwurf von Professor Gustav Eberlein. (S. 179)
Nach einer Photographie von Otto Kemnitz in Wilmersdorf-Berlin.

Giubertis an deinen Vater, soweit diese nicht aus der Konkursmasse befriedigt wird, auf deine Rechnung zu übernehmen und bis zur Tilgung mit zehn Prozent zu verzinsen."

„Du siehst das zu schlimm an, Giuliano, das beweist schon, daß Giuberti nur zwei Lire wöchentlich verlangt."

„Solange du nicht mehr hast, wie ausdrücklich hier steht. Aber verlaß dich darauf, er wird dir nehmen, was du je besitzen wirst, bis die ganze Schuld gedeckt ist. Wie willst du zu so einer Summe gelangen? Du kannst dir doch an den Fingern auszählen, daß die Schuld bei zwei Lire wöchentlicher Abzahlung nicht kleiner, sondern immer größer wird, weil das nicht einmal die Zinsen ausmacht, und er natürlich als geborener Wucherer die restierenden Zinsen zur Schuld hinzurechnet."

„Ach, so meint das Herr Giuberti nicht," erwiderte Mario gutmütig.

„Du bist ein Kind," fuhr Giuliano heftig und ärgerlich auf. „Du bist der richtige Sohn deines Vaters, du wirst dich auch unglücklich machen wie er. Meinst du denn, man unterschreibt solche Sachen, damit man sie nachher nicht hält? Sei nur gewiß, Giuberti wird dir zeitig und gründlich genug schon beibringen, was er meint. Du bist verloren, Mario, wenn du dich von dieser Verpflichtung nicht wieder losmachst."

„Wie soll ich denn das nun machen? Denn wenn sich das wirklich verhält, wie du sagst, so wird mich Giuberti nicht wieder loslassen."

„Nun, wir müssen's versuchen. Ich werde zu ihm gehen und ihn fragen, was er für den Schein haben will. Er muß ihn wieder herausgeben."

Mario starrte nachdenklich eine Weile über das Hafengetriebe, an dem sie gerade vorbeifuhren, hin. Es schien ihm erst jetzt klar zu werden, in welche gefährliche Falle er gegangen war. Er hatte geglaubt, seinem und seines Vaters guten Ruf ein kleines Opfer bringen zu müssen, und nun stand er vor seinem Ruin, wenn wirklich alles so war, wie Giuliano sagte.

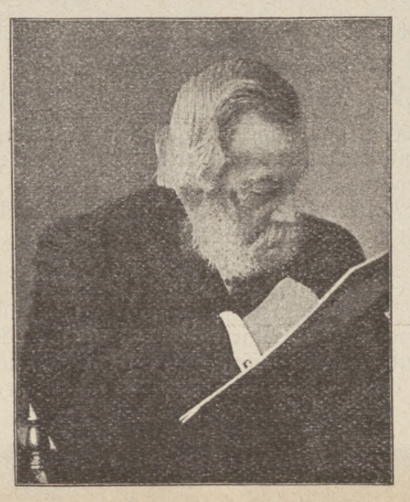
„Willst du das thun?" fragte er nach einer längeren Pause endlich hastig und erregt. „Thu's, Giuliano, du rettest mich und meine Familie! Er muß den Schein wieder herausgeben. Gerade jetzt, jetzt darf er nichts gegen mich unternehmen. Hörst du? Gerade jetzt, wo ich auf dem besten Wege bin, mir eine gute und einträgliche Stellung zu schaffen, jetzt darf er mich nicht stören. Er soll alles bekommen, was er zu fordern hat, aber er muß mir Zeit lassen. Gerade jetzt darf er nichts gegen mich unternehmen. Verstehst du?"

„Nicht ein Wort," entgegnete der andere erstaunt. „Warum gerade jetzt nicht? Was hast du vor?"

„Ich? Nichts. Aber in dem Unternehmen, bei dem ich jetzt angestellt bin, stehen große Veränderungen bevor, wodurch ich möglicherweise viel gewinnen kann. Es soll nämlich in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. Der jetzige Besitzer, der Senatore Strozzi, setzt großes Vertrauen in mich — ich wäre sonst wohl auch gar nicht angestellt worden. Ich vermag der Firma, besonders meiner Sprachkenntnisse halber, die mich in den Stand setzen, den Außenhandel zu leiten, gute Dienste zu leisten, und so soll mir bei dieser Umwandlung eine gute Stellung, gleichsam als Vertrauensperson des Herrn Strozzi, der sich so viel wie möglich vom Geschäft zurückziehen will, zufallen. Natürlich ist es mit all diesen Aussichten nichts, wenn ich in der Hand von Wucherern bin, und deshalb muß Giuberti, schon in seinem eigenen Interesse, mich so lange in Ruhe lassen, bis das alles in Ordnung ist."

Der junge Mario sprach hastig, aufgeregt, nervös. Man sah ihm an, daß er nun doch zu begreifen anfing, welchen Fehler er begangen hatte. Seine Unterschrift that ihm so leid, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und er den Freund mehr als mit Worten mit seinen flehenden Blicken bewegen wollte, ihm beizustehen. Das hätte Giuliano auch herzlich gern gethan. Aber sein guter Wille wurde gehemmt durch zwei Umstände. Zunächst hatte er nicht genug Geld, um die vermutlichen Ansprüche Giubertis zu befriedigen. Dann aber mußte er den ganzen Verkehr mit der Familie Marini vor seinem Vater verheimlichen, um seine Lage nicht noch mehr zu verschlimmern. Er stand noch immer in Aversa, von wo er immer nur auf Stunden loskommen konnte. Das war möglich, weil die Eisenbahn nur etwa vierzig Minuten von Aversa nach Neapel brauchte. Aber er wollte doch so bald wie möglich wieder nach Neapel zurückversetzt werden, und das geschah nur, wenn sein Vater in Bezug auf seinen Verkehr mit Peppa vollständig beruhigt war.

„Es versteht sich von selbst," sagte Giuliano



Prinz Georg von Preußen †. (S. 179)
Nach einer Photographie von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

nach einer kleinen Pause, „daß ich für dich thue, was ich kann. Ich gehe noch heute zu Giuberti, um mit ihm zu sprechen. Aber erwarte davon ja nicht zu viel, Mario! Ich glaube nicht, daß der Mensch ein anderes Interesse gelten läßt als seines. Indessen, behalte nur den Kopf oben. Wir werden ja sehen, was kommt. Vor allen Dingen aber nun noch eines. Du sprichst doch gut deutsch?"

„Deutsch? Deutsch ist nun meine starke Seite gerade nicht. Es ist eine zu schwierige Sprache für unseren Gaumen. Ich spreche nur sehr wenig deutsch. Aber ich kann mich schriftlich darin ganz klar und korrekt ausdrücken."

„Du hast doch neulich mit Fräulein Obermeyer deutsch gesprochen."

Mario errötete leicht. „Ja. Das war, damit sie sich mit Peppa verständigen konnte. Du weißt doch, daß sie Peppa gebeten hat, ein Bild der Villa Marini zu malen, das sie ihren Verwandten in Deutschland zu Weihnachten schenken will."

„Ah? Nichts weiß ich davon. Ich habe nur gesehen, daß ihr zusammen spracht."

„Es müssen sehr reiche Leute sein, diese Obermeyers. Die Mutter der jungen Dame kommt demnächst auch nach Neapel."

„So, so!"

„Ja. Weil der Vater wieder seiner Geschäfte halber nach Deutschland zurück muß, und man Fräulein Marianne nicht allein hier lassen will."

„Na, das ist begreiflich. Marianne also heißt sie?"

Mario antwortete nichts, errötete aber noch stärker und schaute, um das zu verbergen, auf das Meer hinaus.

„Sie ist sehr hübsch. Findest du nicht, Mario?" fragte Giuliano wieder, diesmal etwas lauernd.

„Ich — — ja. Sie ist eine Deutsche. Weißt du," erwiderte Mario erst stockend, dann immer fließender und gesprächiger, „sie ist nicht das, was unsere Schönheiten sind, sie hat nicht das, was wir Temperament nennen, sie ist nicht das flatternde, lodernde Feuer, das brennt und sengt, sie ist vielmehr eine stille, ruhige Flamme, die erwärmt. Sie hat das, was die Deutschen in ihrer Sprache „Gemüt" nennen und wofür die Italiener kein Wort haben, denn das, was wir „anima" nennen, das nennen sie „Seele". „Gemüt" kennen wir nicht, und das ist gerade das, was Marianne auszeichnet. Ihre Augen —"

Er brach plötzlich ab und sah starr auf das Meer hinaus.

Giuliano beobachtete ihn verstohlen. „Sie hat eine Hand so zart, so fein —" sagte er, wie animierend und forschend.

„Wie Sammet," fiel Mario hitzig ein, „und Augen, so tiefblau und unergründlich wie das Meer. Du mußt sie singen hören, wenn sie die kleinen, hübschen Volkslieder singt, an denen die Deutschen so reich sind —"

„Ah? Sie singt! Das wußte ich gar nicht."

„O, sie ist nicht das, was wir eine Sängerin nennen, aber wenn sie singt, das ist, als ob — ich kann dir das nicht sagen. Das muß man selbst sehen, hören, fühlen."

„Du warst also schon öfters in der Villa Marini, seit sie dort wohnt?"

„Zweimal. Fräulein Marianne bat mich, hinzukommen, wenn ich Zeit habe, um — um Peppa übersetzen zu können, wie sie das Bild haben wolle. Sie will nämlich vom Haus nur die Terrasse darauf haben, damit der Park, die Cypressen und Palmengruppen sich gegen das blaue Meer, das den Hintergrund bilden soll, recht lebhaft und charakteristisch abheben."

„Richtig. Das wird ein wirkungsvolles Bild geben. Sie hat einen guten Geschmack. Nicht?"

„O, einen so feinen, geläuterten Geschmack, wie ich ihn selten bei einer so jungen Dame getroffen habe. Ueberhaupt hat sie eine so wohlthuende, abgerundete Bildung, eine so sorgfältige Erziehung —"

Unwillkürlich, dem eigenen inneren Drang nachgebend, lobte Mario die junge Dame im einzelnen und ganzen mit der dem jungen Neapolitaner eigenen Lebhaftigkeit und Ausgiebigkeit. Giuliano brauchte ihn nicht mehr zu ermuntern und beschränkte sich darauf, still mit dem Kopfe zu nicken und nur hin und wieder ein „Hm" zu verlautbaren, als ob er damit bestätigen wolle, was er gedacht hatte.

„Vielleicht treffe ich dich heute abend in der Villa Marini?" fragte er endlich wieder.

„Wirst du dort sein?"

„Ja. Herr Obermeyer will heute abend den Mietskontrakt, den er abschließen muß, festsetzen und bat mich, ihn vorher noch einmal durchzusehen, damit nicht etwa Advokatenkniffe darin sind."

„Ah, gut. Ich komme, wenn ich in Portici Feierabend habe, direkt nach der Villa Marini. Es ist eine weite Strecke, da ich aber die Pferdebahn von einem Punkt zum anderen benutzen kann, so hoffe ich doch, gegen acht Uhr draußen zu sein."

„Also, auf Wiedersehen heute abend! Da

ich nun nichts mehr in Portici zu thun habe, so will ich gleich mit dem Wagen, der uns dort entgegenkommt, wieder nach der Stadt zurückfahren."

„Addio, Addio!" rief der junge Mario dem abspringenden Freund noch nach und fuhr weiter nach Portici hinaus.

10.

Der alte Flibreto war krank, und seine Hausgenossin, die alte Waschfrau Brigida, jammerte und schrie über das Elend und meinte, der alte Flibreto würde es bald „alle machen", denn Agnelillo kümmere sich um nichts.

Agnelillo lag auf der Mauer in der Sonne und schaute auf das Meer hinaus, aus dem sich in blauer Nebelferne der Fels der Insel Capri erhob. Nur wenn das Gejammer und Gezeter der Weiber hinter ihm gar zu laut wurde, wandte er zornig und mit funkelnden Augen den Kopf und schrie: „Was kann ich denn dabei thun? Ich kann gar nichts thun!"

„Es ist doch dein Vater, Agnelillo!" schrieen die Weiber und weinten.

Dann traten ihm die Thränen des Zornes und der Wut in die Augen, und er ging über die Straße in das Haus, wo sein Vater im Sterben lag und halb bewußtlos, die Augen schrecklich rollend, sich auf dem Bett hin und her wälzte. Und Agnelillo stand da, ballte in ohnmächtiger Wut die Fäuste, sah, wie der arme, alte, stumme Mann vor ihm litt, ohne auch nur einen Ton von sich geben zu können — und er, sein Sohn, konnte dabei nichts thun. Er konnte keinen Arzt rufen, denn es kam keiner, wenn er rief; er konnte keine Arznei kaufen, denn er hatte kein Geld, und deshalb mußte er auch eine Waise werden; er konnte keinen Vater erhalten, er hatte kein Geld. Er bemerkte, wie die Augen seines Vaters mit schrecklichem Ausdruck auf ihm ruhten, als wolle er ihm etwas mitteilen; er sah, wie sich seine Hände krampfhaft zusammenballten und eine halbdrehende Bewegung machten, als wolle er noch in der letzten Minute jemand den Hals umdrehen.

Agnelillo konnte das nicht mehr mit ansehen und ging wieder fort, legte sich wieder auf die Mauer, um zuzusehen, wie die reichen Leute spazieren fuhren.

O dolce Napoli! —

Liebte Agnelillo seinen Vater nicht? O doch! Es giebt keine Nacht der Seele, die so schwarz wäre, daß nicht wenigstens diese Sterne hinableuchteten. Aber die Elternliebe bei Agnelillo schlug in Menschenhaß um. Agnelillo hätte aus Liebe zu seinem Vater die ganze Welt vergiften mögen, denn sie war, wie er meinte, schuld, daß er sterben mußte, jetzt schon und so sterben mußte, wie ein Hund, nach dem niemand sieht. War er vielleicht deshalb kein Mensch, weil er kein Geld hatte? Und warum hatte er keines? Warum hatte sich in seinem ganzen Leben nie jemand um ihn gekümmert? Nie ihn unterwiesen, wie und wo er Geld verdienen, sich helfen könne? Warum gab es für ihn die Wohltaten der Erziehung, der Bildung, der Liebe, des tröstlichen Zuspruchs nicht?

„Geh in die Hölle, du Hund! Du hast nichts!" so lautet der soziale Katechismus von Neapel. Wirr und irr zuckten diese Gedanken durch das Gehirn Agnelillos. Wie die Liebe im Menschen auch wieder Liebe weckt, so rief die Kälte, die Mitleidlosigkeit, die Herzlosigkeit, mit der sich der arme Agnelillo dem Elend überantwortet sah, auch wieder Herzlosigkeit, Roheit und Haß hervor.

(Fortsetzung folgt.)



Speisebeförderungswagen in Spandau.
Nach einer Photographie von B. Zimmermann in Spandau.

Illustrierte Rundschau.

Das vom deutschen Kaiser der **Stadt Rom geschenkte Goethe-Denkmal** wird nach seiner Vollendung durch Professor Gustav Eberlein auf dem Monte Pincio, dem Korsoplatz der vornehmen Welt der italienischen Hauptstadt, seine Aufstellung finden. Sie verkörpert uns den größten deutschen Dichter in jener Zeit, da er lernend, beobachtend und genießend in den Mauern der ewigen Stadt weilte. Als Sockel dient ein altes korinthisches Säulenkapitäl auf dreistufigem Unterbau, den drei Gruppen berühmter Goethescher Gestalten schmücken. Die beiden vorderen zeigen Mignon mit dem alten Harfner, sowie Orest mit seiner Schwester Iphigenie; die rückseitige Faust und Mephisto. — In Berlin starb **Prinz Georg von Preußen**, der entfernteste Vetter Kaiser Wilhelms, der am 12. Februar 1826 zu Düsseldorf als Sohn des Prinzen Friedrich und der anhalt-bernburgischen Prinzessin Luise geboren wurde. Prinz Georg bekleidete zwar den Rang eines Generals der Kavallerie, hat sich aber nie mit militärischen Angelegenheiten, sondern stets nur mit Kunst und Litteratur befaßt und selbst unter dem Namen G. Conrad eine Reihe von dramatischen Werken geschrieben, von denen einige auch aufgeführt worden sind. Der Verstorbene war unvermählt. — Zu den Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter der königlichen Militärwerkstätten gehören drei **Speisebeförderungswagen**, die den Arbeitern zur Mittagszeit warmes Essen in die Fabriken bringen. Die Speisen werden in emaillierte, luftdicht geschlossene Eisentöpfe gethan, von denen je zwei für eine Person bestimmte in einen mit Handgriff und dem Namen des Empfängers versehenen Speisekorb aus Draht passen. In jedem Wagen befinden sich sechs herausziehbare Bleche für je vierzehn Speisekörbe. Die Wagen werden mit Holzkohle geheizt, so daß die Speisen während der Fahrt warm bleiben. Zur Zeit benutzen etwa sechshundert Familien diese Einrichtung. — Der in Hamburg verstorbene **Kommodore Adolf Albers**, Kapitän des Schnelldampfers „Deutschland", war der älteste Schiffsführer der Hamburg-Amerika-Linie und am 4. Juni 1843 geboren. Nachdem er acht Jahre auf Segelschiffen alle Meere befahren hatte, trat er 1865 in den Dienst der Gesellschaft, bei der er 1877 zum Kapitän vorrückte. 1892 machte er als Führer des „Fürst Bismarck" die hundertste Ozeanreise zwischen Hamburg und Amerika. Die Tüchtigkeit des durch viele Orden und Ehrengeschenke ausgezeichneten Seemannes trat noch auf seiner letzten Reise glänzend hervor, indem er die „Deutschland" trotz des unterwegs eingetretenen Verlustes des Steuers ohne fremde Hilfe glücklich in den Heimatshafen zurückführte.



Kommodore Adolf Albers †.
Nach einer Photographie von J. Hamann in Hamburg.

Tanzmusik am Chinesischen Turm im Englischen Garten zu München.

(Mit Bild auf Seite 180.)

Das süddeutsch heitere Volksleben, das für München so charakteristisch ist, gelangt auch in dem Englischen Garten zur Entfaltung, dem herrlichen Waldpark, der sich am Ufer der Isar nordöstlich von der Stadt anderthalb Stunden lang ausdehnt. Als zur Zeit Ludwigs I. dieser Park mit dem Tempelchen Monopteros, dem Chinesischen Turm und anderen Sehenswürdigkeiten geschmückt wurde, ahnte man kaum, daß die Anlagen einmal zum Tummelplatz volkstümlicher Lustbarkeit werden würden, wie sie sich jetzt in der schönen Maienzeit auf dem Platz am Chinesischen Turm während der Frühkonzerte am Sonntag entfaltet. Auf einer weiten Lichtung des Waldes steht der hölzerne Pavillon mit seinen vier Stockwerken und fünf Pilzdächern. Die Tische vor der Restauration geben Gelegenheit zum Frühstücken im Freien, die Musik spielt Tanzweisen, und nach derselben drehen sich in der Morgenfrische die tanzenden Paare.

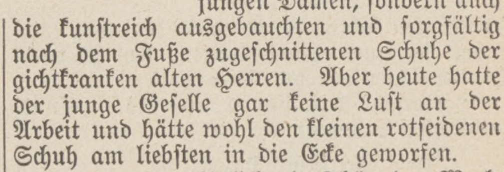
Der Pfeifenseppel.

Erzählung von **Ludwig Salomon.**

(Nachdruck verboten.)

In die große Werkstatt des Meisters Bachleitner blinzelte die Sonne, als wollte sie diesen oder jenen Gesellen verleiten, die Arbeitsschürze und den Knieriemen beiseite zu werfen und ein wenig in die schöne Welt da draußen hinauszuspazieren. Gar mancher der jungen Burschen, die da auf ihren Schemeln saßen und wacker auf das braune Leder loshämmerten oder den Pechdraht zogen, hatte denn auch allerlei derartige Gedanken, aber es mußte eben bei den schönen Phantasiebildern bleiben, und man mußte sich noch obendrein gehörig vorsehen, daß man bei diesen Träumereien nicht etwa eine falsche Naht machte, denn Meister Bachleitner war ein sehr strenger Mann. Er setzte seinen Stolz darein, daß alles, was aus seiner Werkstatt hervorging, tadellos sei. Und darum hatte er nächst dem Hofschuhmachermeister die vornehmste Kundschaft von ganz Wien.

Ein Paar hübsche rotseidene Schuhchen hatte eben ein Geselle in Arbeit, der drüben an dem einen Fenster saß. Es war ein außergewöhnlich geschickter Bursche, der alles mögliche zuwegebrachte, nicht nur die reizenden Ballstiefelchen der eitlen jungen Damen, sondern auch die kunstreich ausgebauchten und sorgfältig nach dem Fuße zugeschnittenen Schuhe der gichtkranken alten Herren. Aber heute hatte der junge Geselle gar keine Lust an der Arbeit und hätte wohl den kleinen rotseidenen Schuh am liebsten in die Ecke geworfen.



Da wurde plötzlich die Thür der Werkstatt heftig aufgerissen, und eine Dame trat herein. Man sah es ihr sofort an, sie befand

sich in großer Aufregung. Sie war eine bekannte Kundin, ein schon etwas ältliches Fräulein, die sich gern noch jugendlich trug und auch die Stiefelchen nie knapp genug bekommen konnte. In der rechten Hand hielt sie ein Paket.

„Was steht zu Diensten? Ist etwas nicht recht ausgefallen?“ fragte der Meister, indem er sich erhob.

„Nicht recht ausgefallen? Viel zu reichlich ist es ausgefallen,“ versetzte die Dame erregt. „Ihr habt mir nicht nur die Stiefelchen, sondern auch noch ein Liebesgedicht geschickt, und da muß ich denn doch sagen, eine solche Unverschämtheit ist mir noch nicht vorgekommen. Da seht, in den Stiefeletten war dieses Papierröllchen darin.“

Sie wickelte das Paketchen auf, das sie in der Hand trug; es wurden zwei feine



Tanzmusik am Chinesischen Turm im Englischen Garten zu München. (S. 179)

Stiefeletten sichtbar, und einem derselben entnahm sie einen Papierstreifen, den sie dem Meister schier vor die Nase hielt.

Der ergriff das Papier und las nun mit halblauter Stimme:

„Mein allerliebstes Schatzerl du
Mit deinen rosigen Wangen,
Wo bist du heute vormittag
So eilig hingegangen?

Ich hatt' mich auf a Busserl g'spitzt,
Mich an die Stiege geschlichen,
Derweilen warst du auf und davon,
Wie ein Dieb ganz heimlich entwichen.

Doch wart' nur, wenn der Vater schläft
Im Lehnstuhl heut nach Tische,
Dann paß' ich wie ein Habicht auf,
Daß ich mein'n Schatz erwische.“

Mehr und mehr war ein Lachen durch die Werkstatt gezogen, nur die Stirn des Meisters hatte sich in immer finsterere Falten zusammengezogen, und der junge Gesell, der mit den rotseidenen Schuhchen zu thun hatte, war dunkelrot bis über die Ohren geworden.

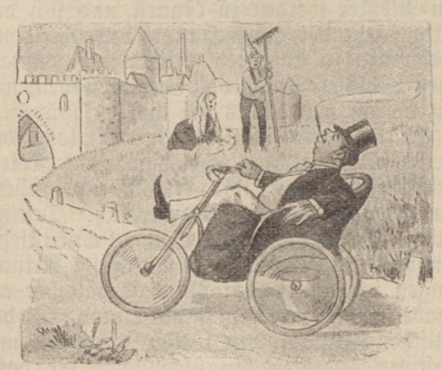
„Bombenelement!“ rief der Meister, als er zu Ende war, „das ist ja unverschämt — und das aus meiner Werkstatt? Demoiselle Buchmüller, ich glaube sicher, das Gedicht ist

Humoristisches.

Der neue Motorwagen.



Herr Schulz, der viel auf 's Neue hält,
Hat einen Motor sich bestellt.



Im Anfang geht das Ding famos,
Und seine Freud' ist drüber groß.



Doch bald kommt durch ein Städtchen er,
Da wird die Sache kritischer.



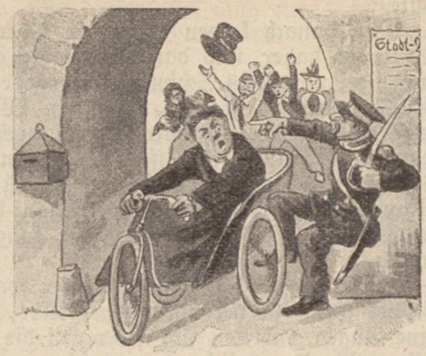
Der Künstler fällt von seiner Leiter,
Herr Schulz jedoch fährt ruhig weiter.



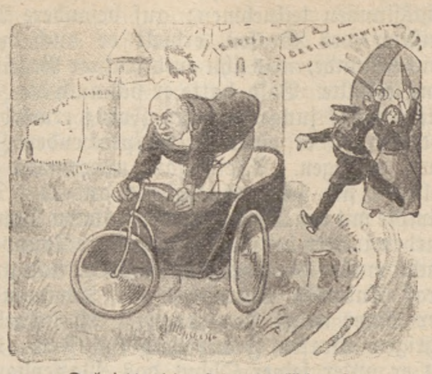
Drauf rempelt unsanft er den Mann
Mit seinen Gipsfiguren an.



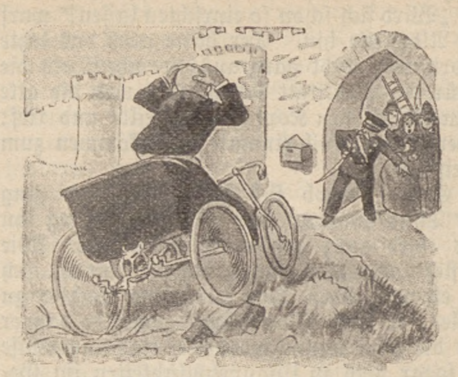
Die Frau, die mit Geflügel hand.lt,
Wird in 'ne Furie verwandelt.



Ins Freie kommt er noch bei Zeit,
Er baut auf seine Schnelligkeit.



Doch jetzt wird erst das Unglück groß:
Das Ding wird plötzlich steuerlos.



Im Kreise über Stock und Stein
Saust's wieder in die Stadt hinein.



Hier läuft er nun, daß Gott erbarme,
Grad den Verfolgern in die Arme.



Motor und Herr sind sehr beschädigt;
Des Inhalts wird die Börs' entledigt.



Zu Fuß geht wieder er nach Haus
Und schimpft sich weidlich dabei aus.

gar nicht für Sie, sondern nur an eine falsche Adresse gekommen. Ich bitte um Entschuldigung.“ Dabei ruhten seine zornsprühenden Blicke auf dem jungen Gesellen am Fenster.

„Es wird nicht wieder vorkommen, Demoiselle,“ fuhr der Meister fort. „Ich hoffe, Sie entziehen mir deshalb Ihre werte Kundschaft nicht.“

Die Dame erklärte sich für befriedigt und verließ die Werkstatt. Der Meister aber sagte nichts weiter, warf nur noch einen Blick auf das Papier, steckte es dann in die Tasche und ließ sich wieder auf seinen Schemel neben dem Altgesellen nieder.

Etwa eine Stunde war in schweigender Arbeit verflossen, als sich leichte Schritte im Hausflur hören ließen und ein elastischer Fuß die Treppe hinaufging. Jeder in der Werkstatt wußte, das war die schmucke Pepi, die rosige Tochter des Meisters.

Der alte Meister Bachleitner erhob sich alsbald, um sich ebenfalls in das obere Stockwerk zu begeben. Als er die Werkstatt verlassen hatte, atmeten alle Gesellen auf und blickten zu dem blonden Burschen hinüber, der die roten Schuhe machte.

„Seppel, das bist du wieder gewesen!“ riefen verschiedene Gesellen. „Das wird was Schönes geben!“

„Was wird es geben?“ versetzte der also Angerufene trotzig. „Gewiß, ich hab' die Verseln gemacht, und der dumme Jung, der Franz, hat sie in die Schuhe der albernen Gans, der Buchmüller, gesteckt, statt in die Pantoffeln der Pepi, die ich flickte. Der Alte kann mich ja nun vierteilen lassen oder oben in den Turm vom Stephansdom einsperren, daß mich die Turmfalken zerhacken!“

„Der macht's immer gleich großartig,“ brummte der Altgeselle. „Vielleicht schlägt ihn der Alte auch nur einfach hinter die Ohren und wirft ihn vor die Thür.“

„Das wär' auch gerad genug,“ versetzte ein anderer sarkastisch, und die übrigen lachten.

„Ich muß dann aber bei den Ohrfeigen auch mit dabei sein,“ warf Seppel ein.

„Wird sich schon so einrichten lassen!“ warf der Altgeselle hin. Der hatte aber das letzte Wort noch nicht ganz ausgesprochen, als die Thür der Werkstatt sich öffnete, und die alte Ann-Marie den Kopf hereinstreckte und rief: „Der Seppel soll einmal hinaufkommen zum Meister!“

Seppel erhob sich schweigend und ging zur Thür hinaus. Der Meister empfing ihn mit einer ganz gehörigen Standrede. Wie er sich unterstehen könne, fuhr er ihn an, sich in einem solchen Ton zu seiner Tochter zu stellen; er habe schon längst gemerkt, daß er um die Pepi herumschwenzele, und nun müsse es sogar noch zu Unannehmlichkeiten im Geschäfte kommen. Was das überhaupt für eine Sprache sei; ob er sich etwa einbilde, ein Hans Sachs zu sein. Ein nichtsnutziger Bursche sei er, der hübsch bei seinem Leisten bleiben solle, damit er es schließlich zu etwas bringen könne; denn jetzt sei er doch höchstens ein Hans Habenichts, dem man nur auf die Finger schlage, wenn er seine Hand nach einer angesehenen Bürgerstochter ausstrecke.

Das war dem Seppel denn aber doch zu arg. Er hatte den Meister sogar um Verzeihung bitten wollen; bei diesen Zornausbrüchen zerstoben schnell alle guten Vorsätze, und erregt gab er nun ebenfalls heftige Widerworte. Das Ende vom Liede war, daß Seppel auf der Stelle den Laufpaß erhielt. Der Meister zahlte ihm den rückständigen Lohn aus, und Seppel nahm sein Ränzel und ging. Unten rief er den Gesellen noch einen kurzen Abschiedsgruß zu mit dem Bemerken, daß man sich ja wohl auf der Herberge noch einmal sehen werde, und dann sprang er keck aus der Hausthür heraus, als ob er zeigen wolle, daß er auch ohne den Meister Bachleitner noch vorwärts zu kommen hoffe.

Ob aber auch ohne die Pepi? Da wurde ihm das Herz recht schwer. Er war dem Blitzmädel doch gar zu gut, und er wußte auch, daß sie ihn gern hatte. Ob sie ihm aber treu bleiben werde, bis er — ja, bis er — nun, was wollte er eigentlich sagen? Um Meister werden zu können und sich das Bürgerrecht der guten Haupt- und Residenzstadt Wien zu erwerben, mußte man damals einen hübschen Beutel voll Gulden haben, und von diesem war nichts bei ihm zu spüren.

Er wanderte planlos darauf los, den Fleischmarkt entlang und dann die Rotenturmstraße hinauf, bis er sich unversehens dem Stephansdome gegenüber sah. Der gewaltige Bau machte auch diesmal einen tiefen Eindruck auf ihn und rief allerlei Erinnerungen in ihm wach. Wie oft hatte er als Knabe schon davor gestanden und zu den gotischen Fenstern, den vielen Türmchen und sonstigen Zieraten hinaufgeblickt. Er hatte auch Baumeister oder Bildhauer werden wollen, um ebenfalls derartiges Schönes bauen zu können, und daheim hatte er aus Thon und Wachs allerlei gebildet.

Sein Vater war Gärtner bei dem Grafen Andrassy gewesen und hatte eine kleine Amtswohnung seitwärts neben dem großen Parke des Grafen innegehabt. Dadurch war es gekommen, daß der Graf auch ihn öfter zu sehen bekam und auch eines Tages bemerken konnte, wie der kleine Seppel sich abmühte, ein gotisches Fenster mit seinen mannigfachen Verzierungen in Thon nachzubilden. Ueberrascht blieb der Graf stehen, fragte ihn verschiedenes, und da ihm die offenen Antworten gefielen, bestimmte er ihn zum Gespielen seines jungen Sohnes Franz. Dadurch kam Seppel in ganz neue und sehr vornehme Verhältnisse; täglich mußte er vormittags und nachmittags mehrere Stunden mit dem jungen Grafen spielen und dann auch mit an dessen Unterrichtsstunden teilnehmen; auf besondere Anweisung des Grafen erhielt er auch noch Zeichenstunde, was ihn mit wahrer Begeisterung erfüllte. Bald hatte er sich auch die Zuneigung des jungen Grafen Franz erworben, und so sah er einer vielversprechenden Zukunft entgegen. Allein ganz unerwartet gestalteten sich seine Aussichten anders. Die Kämpfe mit den Türken an der unteren Donau wurden immer heftiger, eine größere Truppenmacht mußte hinabgesandt werden, und auch Graf Andrassy übernahm ein Kommando. Der Vater nahm den jungen, erst sechzehnjährigen Grafen Franz mit ins Feld, damit er unter seiner Obhut das Waffenhandwerk erlerne. Seppel blieb trauernd zurück, doch mit der Hoffnung, der junge Graf werde bald wieder heimkommen. Doch da hatte er sich getäuscht. Lange Zeit verging; die Kämpfe dauerten fort. Graf Franz schrieb wohl einigemal an Seppel, dann aber ließ er nichts mehr von sich hören, und unterdessen mußte es sich Seppel gefallen lassen, daß andere Mächte, die jetzt im Andrassyschen Palaste kommandieren durften, seinen Lebensweg bestimmten.

Der Schloßverwalter Messerer war schon längst darüber aufgebracht gewesen, daß Graf Andrassy Seppel zum Gespielen seines Sohnes erkoren hatte, und nicht seinen Knaben. Als nun der Graf in den Krieg gezogen war, ordnete der Schloßverwalter alsbald an, daß Seppel in den Marstall komme zu den Pferdejungen. Anfangs sträubte sich Seppels Vater dagegen, doch schließlich mußte er den Befehlen des Schloßverwalters Folge leisten, wollte er nicht um seine Stellung kommen.

Dann traf den armen Seppel auch noch ein zweiter Schlag. Sein Vater erkrankte und starb. Seppel stand ganz ohne Schutz da und wollte nun auch nicht länger in dem ihm verhaßten Dienste bleiben. Er ging zunächst auf einige Zeit zu seinem Vormunde, einem alten Vetter in der Vorstadt, und dieser bestimmte ihn, ein Handwerk zu erlernen.

Am liebsten wäre Seppel Steinmetz geworden, aber für dieses Kunsthandwerk waren viel mehr Vorkenntnisse, besonders im Zeichnen, nötig, als er besaß. Da fügte es sich, daß ein alter Freund des Vormunds, ein ehrsamer Schuster, einen Lehrling suchte, und Seppel ließ sich bereden, so wenig er eigentlich für dieses Handwerk Neigung hatte, bei diesem einzutreten.

Als er dann sein Gesellenstück gemacht hatte, ging er, der Sitte gemäß, auf die Wanderschaft, kehrte aber bald wieder nach dem lieben Wien zurück und fand in der Werkstatt Meister Bachleitners Arbeit.

Der alte Bachleitner war wohl der tüchtigste Meister seines Faches in ganz Wien. Sein Töchterlein, die lustige Pepi, hatte es Seppel angethan, und er hatte sich schon ganz in den lieblichsten Zukunftstraum hineingelebt, als heute der alte Meister mit seiner harten Faust dazwischengefahren war und jede Hoffnung vernichtet hatte.

Was nun? Seppel kam sich so elend und verlassen vor, daß er sich wie ein alter gebrochener Mann auf seinen Stock stützte, während er zu dem hohen Stephansdome emporblickte.

Da entstand um ihn herum ein lautes Laufen, Fragen und Rufen; viele Frauen eilten in den Dom hinein, und allerlei Volk sammelte sich an. Endlich fragte er die Nächststehenden, was denn los sei. Ei, hieß es zurück, ob er denn das nicht wisse. Es seien ja mehrere siegreiche Generale aus dem Türkenkriege heimgekehrt und eben in der Burg vom Kaiser feierlich empfangen worden. Nun würden sie mitsamt dem Kaiser nach dem Dome fahren, wo ein Tedeum abgehalten werden sollte.

Bald danach kamen schon die Vorreiter des Zuges daher, und dann folgte der goldstrotzende, von sechs Schimmeln gezogene rote Prunkwagen des Kaisers. An den Wagen des Kaisers reihte sich darauf wohl noch ein Dutzend prächtiger Karossen, in denen die Generale und die obersten Offiziere des Türkenfeldzuges saßen. Man konnte alle ganz deutlich sehen, weil die Wagen sehr langsam fuhren.

Eben kamen die letzten Wagen daher; Seppel stand in der vordersten Reihe, und seine Augen richteten sich starr auf die Insassen. War's möglich, oder täuschte er sich? Nein, jetzt blickte ihn auch der junge Offizier an und lehnte sich darauf aus dem Wagen, ihm mit herzlichem Gruß die Hand hinstreckend.

Schnell sprang Seppel hinzu. Er hätte laut aufjauchzen mögen — das war ja Franzel, sein Franzel Andrassy! Er ergriff des Jugendfreundes Hand; die Kehle war ihm aber vor Erregung wie zugeschnürt: er vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Gott sei Dank, daß ich dich endlich erwische, du Ausreißer!“ rief dagegen der junge Graf. „Hab' schon allerwärts nach dir herumgefragt. Komm heut nachmittag ins Palais!“ Er nickte noch einmal freundlich, dann war er vorübergefahren.

Alle Leute ringsum blickten verwundert auf den Handwerksburschen, dem ein Offizier aus einem kaiserlichen Wagen heraus die Hand gereicht hatte, und Seppel wurde dunkelrot im ganzen Gesicht bis über die Ohren; dann aber

wandte er sich und drängte sich aus der Menge heraus.

Er hätte laut aufjubeln mögen vor Glückseligkeit. Sein Freund Franz war wieder da; jetzt mußte sich alles in seinem Leben zum besten wenden!

Er ging in die Gesellenherberge, legte seine Sonntagskleider an und machte sich auf nach dem gräflichen Palast. Der junge Graf Franz kam ihm ganz wie ehedem entgegen; er war in heller Freude, daß er dem alten Spielgenossen wieder die Hand drücken konnte, und erkundigte sich eingehend nach seinen Verhältnissen. Er war empört über das Verhalten des Schloßverwalters und versprach, alles wieder gutmachen zu wollen; über das Wie könnten sie ja später beraten. Dann aber erzählte er von seinen Erlebnissen, dem langwierigen und gefahrvollen Kriege, den entsetzlich verwahrlosten Zuständen auf der Balkanhalbinsel und den vielen Naturschönheiten wie den mannigfachen und seltsamen Naturprodukten dort. Allerlei Andenken und Merkwürdigkeiten habe er mitgebracht.

Damit zog er den Freund in ein Nebenzimmer, wo er auf langen Tischen eine ganze Menge der verschiedensten Gegenstände aufgeschichtet hatte. Alles lag noch bunt durcheinander; hier ein krummer Türkensäbel, dort ein Häufchen eigentümlicher stachliger Nüsse, weiterhin eine prächtige Pistole mit Perlmuttereinlage, Teppiche und Kleidungsstücke, Proben fremdartigen Holzes und Rohres, Pferdegeschirr mit blinkenden Goldblättchen, allerlei Mineralien und noch viele andere Sachen.

„Das kannst du mir zunächst ordnen helfen," sagte Graf Franz; „ich will mir ein kleines Museum anlegen. — Von den Mineralien hier," fuhr er fort und zeigte auf ein Häuflein von Steinen in allerlei Farben, „werden dich besonders einige Stücke interessieren, die man hier gewiß noch nicht gesehen hat. Auch der Professor Strotzer, dem ich sie bereits zeigte, erklärte sie für eine Seltenheit."

Seppel nahm eines der bezeichneten Stücke und betrachtete es. Eine so eigentümliche Masse wie diese hier hatte er noch nie vor Augen gehabt. Fast sah sie wie harter weißer Thon aus, fühlte sich auch etwas fettig an wie dieser; dann aber hatte sie auch etwas Kreideartiges.

„Ich habe noch ein ganzes Säckchen voll solcher Stücke," bemerkte der Graf Franz. „Das Säckchen steckt aber noch in meinem großen Koffer. Ich suchte gleich so viel wie möglich von dieser eigentümlichen Masse zu sammeln, weil ihr gewiß noch mancher eine Probe haben will, wenn er von meinem Funde erfährt."

„War denn die Masse dort in der Türkei unter den Leuten bekannt?" fragte Seppel.

„Die meisten kannten sie," versetzte Franzel, „und hie und da sah man irgend einen kleinen Gegenstand daraus hergestellt; so bemerkte ich bei einer bulgarischen Händlerin eine kleine Schale aus diesem Stein. Das Gefäß war mit ziemlicher Geschicklichkeit zurechtgeschnitten und geschabt. Uebrigens — du hast ja auch immer solche Neigung zum Schnitzen und Bildhauern gehabt — versuche doch auch hier einmal deine Kunst und mach mir etwas aus so einem Knollen."

Seppel blickte fragend zu dem Freunde auf. „Was denn etwa?"

„Nun, was du willst. Solch ein erfinderischer Kopf wie du wird schon etwas Gescheites zu stande bringen."

Graf Franz wurde durch einen Diener abgerufen. Vornehmer Besuch war gekommen.

Seppel setzte sich daher in einen Lehnstuhl und würfelte das seltsame Stück Thon oder Kreide, oder wie er es nun bezeichnen wollte, in den Händen umher; dann zog er sein Taschenmesser hervor und begann an der Masse herumzuschaben. Sie ließ sich leicht bearbeiten und war doch nicht so bröckelig wie Kreide. Wenn er mit der Klinge mehrmals über eine Fläche hin und her glitt, nahm sie eine hübsche Politur an.

Ja, was sollte er aber aus dem Knollen machen, der fast wie ein großes Ei aussah? Suchend blickte er im Zimmer umher. Da sah er auf dem Gesims des Kamins eine holländische Thonpfeife liegen, deren Kopf zerschlagen war. Richtig! Einen solchen Pfeifenkopf wollte er schnitzen! Ohne weiteres Besinnen machte er sich an die Arbeit. Er konnte den Kopf größer machen als den holländischen Thonkopf, auch eine etwas gefälligere Form konnte er ihm geben. Bei dem Aushöhlen mußte er sich freilich sehr in acht nehmen, daß er die Masse nicht zerbrach; aber er war ja geschickt, und es gelang ihm auch alles vortrefflich. Schließlich bohrte er noch fein säuberlich das Loch hinein, in das das Rohr, das man nun am besten aus Holz machte, hineingesteckt werden sollte. Der neue Pfeifenkopf war fertig! Dann schabte er noch da und dort eine kleine Unebenheit weg, polierte die Fläche, so gut es ging, und endlich gravierte er an der Stirnseite ganz fein und säuberlich das Andrassysche Wappen ein. Eben hatte er die letzten Striche gethan, als Graf Franz wieder eintrat. Seppel stand auf und hielt ihm den Pfeifenkopf entgegen.

„Teufelskerl!" rief der junge Graf erstaunt. „Das ist ja reizend! Gerade so ein Pfeifenkopf war das Richtige für die Masse. Nun, da werde ich heute abend gleich Staat damit machen. Wir haben eine kleine Herrengesellschaft. Nach dem Essen werden holländische Pfeifen mit türkischem Tabak herumgereicht; ich aber lasse mir meine neue Pfeife kommen und errege damit gewiß allgemeines Aufsehen."

Und so kam es auch. Das nötige Rohr war bald besorgt, so daß dem jungen Herrn am Abend nach dem Essen vom Diener eine neue Pfeife gereicht werden konnte. Zu seiner großen Freude erregte sie auch allgemeine Aufmerksamkeit, und als dann Graf Franz versicherte, daß der Tabak aus diesem Kopfe geraucht weit milder und aromatischer schmecke, da ward von verschiedenen Seiten die Frage an ihn gerichtet, ob man durch seine Vermittelung nicht auch einen solchen Kopf bekommen könne.

Nun, er hatte ja noch eine ganze Anzahl Stücke von der fremden Masse, und Seppel außerdem zur Zeit weiter nichts zu thun. Also versprach Graf Franz jedem bereitwillig einen solchen Kopf mit dem Bemerken, daß man dem Anfertiger gewiß ein entsprechendes Entgelt für die Arbeit geben werde. Das wurde von den reichen Herren mit Vergnügen zugestanden.

Selbstverständlich hatte Graf Franz dem Jugendgespielen sofort ein Stübchen im Palast einräumen lassen. Seppel war außerordentlich beglückt, daß er nicht gleich wieder auf den Schusterschemel brauchte, sondern noch weiter schnitzen und bilden konnte. Eiligst kaufte er sich noch einige feine Messer, einen Meißel, eine Feile, und dann ging er ohne Verzug an die Arbeit. Schnell erwarb er sich größere Fertigkeit in der Behandlung des etwas spröden Stoffes; auch die Formen wurden immer gefälliger, so daß man von Stück zu Stück, das er fertigstellte, beobachten konnte, wie seine Geschicklichkeit und sein Geschmack sich vervollkommnet hatten.

Die Pfeifenköpfe fanden so allgemeinen Anklang, daß die Besteller sich beständig mehrten, und Seppel Tag für Tag von früh bis abends in seinem Stübchen saß und schabte, schnitzte und bohrte. Schon hatte er sich ein ganzes Häufchen Gulden verdient, und noch kamen Bestellungen von allen Seiten.

Leider ging aber nun der Stoff zu Ende. Doch Graf Franz wußte Rat. Ein alter Reitknecht kannte die Gegend, in der die Masse sich fand; er schickte diesen daher mit Empfehlungsbriefen an die Kommandanten der noch dort liegenden Truppen, und mit deren Unterstützung gelang es dem umsichtigen Alten sehr bald, mehrere große Säcke mit den weißgelben Stücken zu füllen, die jetzt unter dem Namen Meerschaum bekannt sind. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit traf er wieder in Wien ein, so daß Seppel seine Thätigkeit nur einmal auf ein paar Tage hatte unterbrechen müssen.

Die Meerschaumpfeifenköpfe wurden rasch außerordentlich beliebt, bald hatte Seppel so viele Aufträge, daß er sie nicht mehr allein bewältigen konnte; auch in dem Zimmer des Andrassyschen Palastes konnte er nicht mehr hausen; er mietete sich daher in einem Hause an der Wollzeile mehrere Zimmer und richtete eine vollständige Werkstatt ein. Zu Gehilfen nahm er sich einige junge Leute, die bisher Holzschnitzer gewesen waren. Auch die weitere Zufuhr von Meerschaum ordnete er an, wobei ihm der junge Graf Andrassy wesentliche Dienste leistete.

Noch weiter in der allgemeinen Gunst stiegen sodann die Meerschaumköpfe, als auch Kaiser Karl VI. sich eines Tages welche in die Hofburg bringen ließ und fortan nur noch aus Meerschaumköpfen rauchte. Nicht bloß aus Wien, sondern auch aus Linz, Salzburg, Preßburg, Pest, Olmütz und schließlich sogar aus München, Dresden und Berlin langten bei Seppel Bestellungen an, und dabei strömte zugleich ein ganz ungeahnter Reichtum bei ihm ein. Bald konnte er das große Haus an der Wollzeile als Eigentum erwerben und ganz für seinen Geschäftsbetrieb einrichten und damit auch den Verkauf und Versand der Meerschaumköpfe kaufmännisch regeln.

Der alte Bachleitner hatte nun gegen die Werbung des Meerschaumschnitzers Joseph Kowats nichts mehr einzuwenden, ein so wohlhabender Bürger, Meister und Kaufmann war ein willkommener Schwiegersohn. Nur eins ärgerte ihn: daß man diesen nach gemütlicher Wiener Art kurzweg den „Pfeifenseppel" nannte. Freilich vermochte er es nicht zu hindern, daß sich dieser Name in Wien allgemein festsetzte. In die Blätter der Geschichte hat er aber nicht eingeschmuggelt werden können, dort heißt der Begründer der noch heute blühenden, Wiener Meerschaumindustrie Joseph Kowats und auch im Pester Museum steht an einer sorgsam behüteten Seltenheit: „Von Joseph Kowats 1723 gefertigt"; es ist jener erste Meerschaumkopf, den Seppel einst mit seinem Taschenmesser schnitzte und dann dem Grafen Franz Andrassy schenkte.

Mannigfaltiges.

Schlafmaschinen. — Die originellsten Erfindungen werden bekanntlich in Amerika zu stande gebracht. Freilich giebt es unter den amerikanischen Erfindungen auch solche, die heute viel von sich reden machen und morgen schon wieder von der Bildfläche verschwunden sind. So sind kürzlich in der neuen Welt Schlafmaschinen erfunden worden, und zwar nicht etwa zum Scherz, sondern bei der Konstruktion hat man sich an wissenschaftliche Erfahrungen gehalten. Es sind auf einmal drei Arten von Schlafmaschinen auf den Markt gebracht worden. Die eine dieser sonderbaren Maschinen besteht in einer elektrischen Batterie, die im Bett angebracht ist und mit dem Hals des Schlafbedürftigen, der sich ins Bett legt, in Verbindung gebracht wird. Die

Batterie schickt ununterbrochen milde, elektrische Ströme durch das Rückenmark des Schlafbedürftigen und soll in der That einen tiefen und angenehmen Schlaf erzeugen. Richtig ist, wie wissenschaftlich festgestellt ist, daß leichtes Elektrisieren des Rückenmarks guten Schlaf erzeugt.

Die zweite Maschine ist nach mechanischen Prinzipien konstruiert. Sie wird ebenfalls um den Hals des Schlafbedürftigen gelegt und übt einen leisen Druck auf die Halsschlagadern aus. Durch den Druck auf die Adern wird die Zufuhr des Blutes in das Gehirn gehindert, und so der Schlaf erzeugt, denn Schlaf tritt bekanntlich nur ein, wenn das Gehirn nicht mit Blut überfüllt ist.

Die dritte Maschine beruht im Prinzip auf der Erfahrung, daß eine Ermüdung der Augen Schlaf erzeugt. Eine solche Ermüdung der Augen tritt durch das Beobachten einer gleichmäßigen Bewegung ein. Man wird schläfrig, wenn man lange auf Bäume sieht, die im Winde bewegt werden, oder wenn man am Rande eines Wassers sitzt, das gleichmäßig dahinfließt, sich kräuselt oder Wellen bildet. Der Erfinder dieser Schlafmaschine hat nach diesem Grundsatze einen achteckigen, mit Spiegeln versehenen Körper konstruiert, der um seine Längsachse rotiert. Durch den beständigen, gleichmäßigen Reiz, den die Spiegel in rascher Aufeinanderfolge auf das Auge ausüben, soll eine derartige Ermüdung des Auges eintreten, daß der Schlaf nach kurzer Zeit sich unfehlbar einstellt.

Diese Erfindungen, denen es ja, wie man sieht, nicht an wissenschaftlichem Hintergrunde fehlt, machen den Fähigkeiten ihrer Erfinder alle Ehre, jedenfalls aber erzeugt man Schlaf am besten nach der „alten Methode“, nämlich durch eine vernünftige, regelmäßige Lebensweise und Ermüdung des Körpers durch Arbeit und Bewegung. [A. O. K.]

Arzt und Jockey. — Der bekannte Jockey Archer war eines Tages von einem Pferde gebissen worden und suchte den berühmten Arzt Sir James Paget auf. Als der Chirurg die Wunde verbunden hatte, fragte Archer, wie lange die Heilung wohl andauern würde.

„Nun, ich denke,“ erklärte Sir James, „in drei bis vier Wochen wird alles wieder in Ordnung sein.“

„Aber,“ erwiderte der Jockey, „werde ich auch das Derbyrennen mitmachen können?“

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Sie verstehen mich augenscheinlich falsch, Sir James,“ fuhr der Jockey fort; „ich meine, werde ich im stande sein, reiten zu können?“

„Das allerdings weiß ich nicht,“ erklärte Paget; „besser ist es, Sie fahren.“

Archer, den diese unerwartete Antwort in einige Bestürzung versetzte, sagte dann: „Ich fürchte, Herr Doktor, Sie wissen nicht, wer ich bin?“

„Nein,“ versetzte der Chirurg höflich, „aus Ihrer Visitenkarte ersah ich nur, daß ich die Ehre habe, mit Herrn Archer zu sprechen.“

„Nun,“ meinte der Patient, „ich kann wohl sagen, daß ich in meinem Berufe das bin, was Sie in dem Ihrigen sind.“

Dann erzählte Archer, welchen Beruf er betreibe. Als der berühmte Arzt von der Thätigkeit seines Besuchers erfuhr, zeigte er sich lebhaft interessiert und fragte unter anderem auch, was er wohl verlieren würde, wenn er das Derby nicht mitreiten könnte.

„Unter Umständen etwa 2000 Pfund Sterling.“ Sein jährliches Durchschnittseinkommen bezifferte nämlich Archer auf 8000 Pfund (160,000 Mark).

Paget erklärte darauf: „Nun, dann haben Sie recht mit Ihrer Behauptung, nur wünschte ich, mein Beruf wäre halb so einträglich als der Ihrige.“

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Herr Doktor. Stellen Sie mich bis zum Tage des Rennens wieder so weit her, daß ich mich ohne Gefahr an demselben beteiligen kann, so will ich Ihrem Wunsche diesmal entgegenkommen, und wir teilen den Preis, vorausgesetzt, daß ich einen solchen erringe.“

„Einverstanden!“ meinte der Doktor. „Meinerseits will ich es an nichts fehlen lassen.“

Tagtäglich besuchte er seinen Patienten, und unter seiner eifrigen Behandlung ging die Heilung der Wunde rasch vor sich.

Archer nahm an dem Rennen teil, und seine Gewandtheit ließ ihn auch diesmal nicht im Stich. Er gewann in der That einen der ersten Preise im Betrage von 2000 Pfund Sterling (40,000 Mark). Somit war beiden geholfen, und schmunzelnd strich der Arzt die Hälfte der Summe ein, ein Honorar, mit dem er wohl zufrieden sein konnte. [L—n.]



Reisklopferinnen und Wasserträgerin auf den Philippinen.

Frauentypen von den Philippinen.

(Mit Bild.)

Die Nachrichten von den Philippinen, wo hohe amerikanische Offiziere in unmenschlicher Weise die Eingeborenen, selbst Kinder, foltern und niedermetzeln ließen, haben in der ganzen Welt große Entrüstung erregt. Die Tagalen, die Eingeborenen der Philippinen, sind eine kräftige Rasse; ihre Sprache weist auf Verwandtschaft mit den malaiischen Sundavölkern hin. Sie sind von hellgelber Hautfarbe und wohlproportioniertem Körperbau; dem Ausdruck der Gesichter fehlt es nicht an Intelligenz, so daß sie trotz der flachen Nase und dicken Lippen nicht unangenehm wirken. Die Männer, deren Tapferkeit auch die Amerikaner rühmen, kleiden sich gern nach europäischer Art. Die Frauen hängen mehr an der altüberkommenen Tracht: sie tragen einen kurzen, buntfarbig gestreiften Rock und eine enganliegende kurze Jacke. Die Hauptnahrung der Tagalen bildet Mais und Reis. Letzterer wird von den Frauen mit großen Holzhämmern geklopft. Das Brunnenwasser tragen die Weiber, denen überhaupt alle Hausarbeit zufällt, in rundbauchigen Gefäßen auf dem Kopf.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 22:
Hitz im Rat, Eil in der That, gebären nichts als Schad.

Verwandlungs-Rätsel.

Ein jeder Mensch besitzt mein Wort,
Hier ist es häßlich, schöner dort,
Bei einem offenbart es Treu',
Beim andern Schein und Heuchelei.

Nimmst du zwei Zeichen von mir fort,
Entsteht sogleich ein andres Wort:
Ein Uebel ist's, das Schmerz entfacht
Und deine Kräfte schwinden macht.

Wenn Kopf und Fuß noch von mir gehn,
Wird wiederum ein Wort entstehn:
Ein Stück von dir — nun rate zu —
Bleibt dann noch stehn — und das bist du.

Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösungen von Nr. 22:

des Merk-Rätsels: **Wa**sserhose, **S**an**duhr**, Bay**reuth**, **Seeka**dett, **Inns**bruck, Ent**be**hrung, Ver**so**rgung, **Eigen**sinn, Leoni**das**, Li**ver**pool, Braun**sch**weig, **Sieb**enbürgen, **Zenit**h, **Licht**wer, **Hauff**, Mar**mor**, **Regen**sburg = Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen;

der viersilbigen Charade: Limonade.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.